

Georg Plasger

Glauben heute mit dem Heidelberger Katechismus

Vandenhoeck & Ruprecht



Georg Plasger, Glauben heute mit dem Heidelberger Katechismus

Georg Plasger

Glauben heute mit dem Heidelberger Katechismus

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-55044-1

ISBN 978-3-647-55044-2 (E-Book)

© 2012, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen/
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Printed in Germany.

Druck und Bindung: Hubert & Co, Göttingen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9
Kapitel I Gottes-Erkennen – oder: Wie können wir recht von Gott reden?	13
Kapitel II Die Bibel als Heilige Schrift – oder: Woher kommt unser Wissen?	27
Kapitel III Wissen, Für-Wahr-Halten und Vertrauen – oder: Was ist „glauben“?	41
Kapitel IV Sünde – oder: Ist der Mensch schlecht?	55
Kapitel V Gerechtigkeit – oder: Gottes Weg der Erlösung	70
Kapitel VI Christus und wir Christen – oder: Anteil erhalten	85
Kapitel VII Der gerechte Mensch – oder: Gerecht werden und leben .	100
Kapitel VIII Schöpfung glauben – oder: Trost und Auftrag	115

Kapitel IX

Heiliger Geist – oder: Mit Christus verbunden 129

Kapitel X

Die Kirche glauben – oder: Gabenorientiert leben 143

Kapitel XI

Taufe und Abendmahl – oder: Vergewissert leben 157

Kapitel XII

Das Gebet – oder: Lehre uns beten 171

Kapitel XIII

Dankbarkeit – oder: Mit Lust und Liebe gute Werke tun . 185

Kapitel XIV

Hoffnung – oder: Der Zukunft Gottes heute vertrauen . . 199

Vorwort

Der Heidelberger Katechismus ist in der Vergangenheit vielen Menschen vor allem in reformierten Gemeinden begegnet – aber ich bin nicht sicher, ob es auch immer zu einem Gespräch gekommen ist. Bei mir selber war es so, dass ich damals im Konfirmandenunterricht zwar viele Fragen auswendig lernte, aber ein wirkliches Kennenlernen (doch) erst wesentlich später stattfand; als Konfirmand fehlte mir vermutlich die Reife, um die ganze Fülle des Katechismus aufnehmen zu können. Gleich in meinem ersten Semester 1981/82 an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal hörte ich bei meinem späteren Doktorvater Prof. Dr. Jürgen Fangmeier eine Vorlesung über den Heidelberger Katechismus – und seither hat mich dieser alte Text nie wieder losgelassen.

Allerdings glaube ich, dass es Hilfestellungen braucht, um die Potentiale des Textes für die Gegenwart zu heben. Das Buch, das rechtzeitig zum 450. Jubiläum des Heidelberger Katechismus 2013 erscheint, verfolgt genau diese Absicht.

Bei der Erstellung des Buches haben mir viele Menschen geholfen. Der Rektor der Universität Siegen hat mir durch die Gewährung eines Forschungssemesters die Zeit gegeben, das Buch schreiben zu können. Von den Studierenden in Siegen, die mir in den Lehrveranstaltungen, auch zum Heidelberger Katechismus, gute Impulse gegeben haben, habe ich viel mitnehmen können. Ich danke vielen Gemeindegliedern der ev.-ref. Kirchengemeinde Neunkirchen, die mich zu Recht immer wieder nötigen, elementar zu reden. Insbesondere aber möchte ich denen danken, die durch Mit- und Korrekturlesen viele Unklarheiten beseitigen

konnten: Den Freunden Christoph Heinrich und Frauke Thees sowie den Mitarbeitenden am Lehrstuhl für Systematische Theologie in Siegen Sarah Huland-Betz, Julian Enners, Patricia Fröse und Kerstin Scheler.

Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Verlages Vandenhoeck und Ruprecht, insbesondere Silke Hartmann und Jörg Persch, haben das Projekt sehr hilfreich begleitet. Und jetzt hoffe ich, dass der Titel des Buches hier oder dort auch eingelöst wird.

Siegen, im April 2012

Georg Plasger

Einleitung

Glauben heute mit dem Heidelberger Katechismus – allein der Titel kann für manche Ohren klingen wie etwas, was gar nicht zusammen zu passen scheint: Kann ein im Jahre 2013 bereits 450 Jahre alter Text für die Gegenwart des christlichen Glaubens hilfreich sein? Skepsis scheint angebracht: Das Weltbild im 16. Jahrhundert hatte mit den heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen wenig gemeinsam. Fraglose Autoritäten früherer Zeiten gibt es heute nicht mehr – aber schreibt ein Katechismus nicht zu sehr vor, was und wie jeder einzelne zu glauben hat? Und haben sich Erkenntnisse in Sachen des Glaubens nicht über Jahrhunderte hin auch weiterentwickelt?

Das vorliegende Buch vertritt die Auffassung, dass die Bedenken zwar nachvollziehbar, keineswegs aber angemessen sind. Denn der Heidelberger Katechismus kann auch heute noch dazu verhelfen, dass Menschen ihren Glauben verstehen und dass sie sprachfähig, mündig werden im Glauben.

„Unsere Brüder auf dem Festland haben ein Büchlein, dessen Blätter nicht mit Tonnen Gold zu bezahlen sind.“ So begeistert klangen englische Delegierte, als sie von der Dordrechter Synode 1618/19 zurückkehrend über den von ihnen neu entdeckten Katechismus berichteten. Mit der Dordrechter Synode wurde der Heidelberger Katechismus Bekenntnisschrift in vielen reformierten Kirchen – und entfaltete von dort aus eine ungeheure Wirkungsgeschichte. Noch bis weit in das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts hinein mussten z. B. deutsche Konfirmanden große Teile des Katechismus auswendig lernen (und wer weiß, vielleicht ist es sogar noch heute hier oder da der Fall). Aber gleichzeitig ist auch

festzustellen, dass zu Anfang des 21. Jahrhunderts jedenfalls auf die Breite gesehen der Heidelberger Katechismus die selbstverständliche und dominierende Rolle weder im kirchlichen Unterricht noch im gemeindlichen Leben spielt – und es auch nicht zu erwarten ist, dass das Rad der Geschichte zurückgedreht wird.

Die Absicht dieses Buches

Wir leben heute in einer großen Glaubenspluralität – auch in unseren Gemeinden. Nicht alle halten dieselben Aussagen für richtig; die einen halten beispielsweise die Jungfrauengeburt für unbedingt glaubwürdig, wohingegen andere mit ihr große Mühe haben und sie für ein Glaubenshindernis halten. Diese Pluralität hat auf der einen Seite ihre unbedingten Vorteile – sie macht deutlich, dass es in der evangelischen Kirche kein normierendes Lehramt gibt, welches die Inhalte vorschreibt. Aber gleichzeitig leiden auch viele Menschen darunter, dass es zu wenig an gemeinsamen Glaubenserkenntnissen gibt und dadurch die Gefahr besteht, dass alles gleich gültig ist und dadurch gleichgültig wird. Viele Gemeindeglieder wissen gar nicht mehr, was sie glauben – und können dann oft auch auf ausdrückliche Fragen hin kaum mehr sagen, was denn evangelische Grundaussagen sind. Das belastet auch die Gespräche im Dialog mit Angehörigen anderer Religionen oder genauer: Das verhindert solche Gespräche nicht selten, weil Christen und Christinnen nicht auskunftsfähig sind.

In der Reformationszeit sind deshalb Katechismen eingeführt worden, um hier die Glaubensbildung zu stärken – und sowohl der Kleine Katechismus Martin Luthers wie der Heidelberger Katechismus haben hier vielfach Hilfestellung geben können; sie sind die wohl bekanntesten Katechismen der Reformationszeit. Und heute stehen die beiden Katechismen für die beiden reformatorischen Strömungen: Luthers Kleiner Katechismus für die lutherische Kirche und Theologie – und der Heidelberger Katechismus für die reformierte Theologie. Aber gedacht war der Heidelberger Katechismus ursprünglich als ein die Konfessionen verbindender Text.

Zur Entstehung des Heidelberger Katechismus

In der Kurpfalz gab es zur Zeit der Herrschaft Friedrichs III. (1559–1576) auseinanderdriftende konfessionelle Tendenzen. Friedrich III., den die calvinische Abendmehlsauffassung überzeugt hatte, zielte insgesamt auf eine die lutherische und reformierte Theologie einenden Text. Zum Hauptverfasser berief Friedrich III. den Melanchthonschüler Zacharias Ursinus (1534–1585); sein Textentwurf wurde dann wohl in einem Gremium, dem der Kurfürst zumindest zeitweise angehörte, zur Endredaktion gebracht (wobei die genaue Textentstehung bis heute nicht abschließend geklärt ist). In den Fragen und Antworten kann man nicht selten lutherische und reformierte Anliegen verbunden sehen. So klingt die Frage nach dem Trost in Frage 1 eher lutherisch, die Antwort eher reformiert – oder anders gesagt: An ganz vielen Stellen kann man die Einflüsse Melanchthons, der selber als ein Grenzgänger zwischen Luther und Calvin zu sehen ist, spüren. Allerdings hat der Katechismus diese konfessionsverbindende Rolle nie spielen können, weil schon bald konfessionelle Lutheraner (u. a. der streitbare Hamburger Pastor Joachim Westphal) gegen solch einen die aus ihrer Sicht lutherische Position verwässernden Text heftig polemisierten. Und so kam es dazu, dass der Heidelberger Katechismus heute nur für die reformierte Position steht. Dabei ist festzustellen, dass einige klassische Aussagen, die für die reformierte Theologie angeblich charakteristisch sind, im Katechismus fehlen – so etwa die von Johannes Calvin hochgeschätzte doppelte Prädestinationslehre.

Der Aufbau des Katechismus ist klar: Der ersten Frage, die als Summe des ganzen Textes zu sehen ist, folgen drei Abschnitte: Von des Menschen Elend (Frage 3–11), Von des Menschen Erlösung (Frage 12–85), Von der Dankbarkeit (Frage 86–129).

Der Heidelberger Katechismus als Gesprächspartner

Diesem alten Text – so lautet die jetzt wiederholte Grundthese dieses Buches – ist es zuzutrauen, dem aufgeklärten Menschen der Gegenwart zu einem wichtigen Gesprächspartner zu werden. Es ist

deshalb auch nicht die Absicht, den Katechismus zu kommentieren und ihn gleichsam monologisch einzubringen – deshalb werden auch nur Teile des Katechismus aufgenommen und oft in anderer Reihenfolge als der Katechismus sie selber bietet. Stattdessen ist es vielmehr das Ziel, ihn zu vierzehn für jeden Christen und jede Christin grundlegenden Fragen und Themen ins Gespräch zu bringen. Dazu erschien es mir nötig, zu jedem dieser vierzehn Kapitel eine Hinführung zu formulieren, die die mögliche Tragweite und möglicherweise auch die Pointe des Katechismus deutlich macht – auch angesichts der grundlegenden Horizonte, die sich hinter diesen Themen zeigen.

Auch wenn der Verfasser dieses Buches selber der reformierten Konfession angehört und dies auch nicht zu verbergen trachtet, so vertritt er doch die Auffassung, dass der Heidelberger Katechismus konfessionsverbindend zu sehen ist. In diesem Sinne sind auch die zahlreichen Bezüge zur Theologie Martin Luthers zu sehen, die in Deutschland vielfach (mehr oder minder ausgesprochene) theologische Norm zu sein scheint: Nicht polemisch, sondern als Erhellungsbeitrag.

Das Ziel des Buches ist erreicht, wenn es zu einem Gespräch zwischen den Lesenden und dem Heidelberger Katechismus kommt. Die Absicht des Buches ist es hingegen nicht, dem Katechismus in allen Teilen zuzustimmen – an manchen Passagen im Buch wird auch vom Verfasser Kritik am Katechismus vorgenommen (dem einen vielleicht zu wenig, der anderen schon zu viel): Gesprächspartner nehmen sich dann ernst, wenn sie einander auch Anfragen stellen können.

Wir brauchen in unseren Kirchen Menschen, die Auskunft geben können „über die Hoffnung, die in euch ist“ (1 Petr 3,15). Wenn der Heidelberger Katechismus in der Lage ist, Menschen im Glauben zu stärken und ihnen Zusammenhänge zu erhellen (und ich gehe davon aus), dann könnte es in wunderbarer Weise gelingen, dass ein 450 Jahre alter Text auch Menschen heute zu glauben hilft.

Kapitel I

Gottes-Erkennen –

oder: Wie können wir recht von Gott reden?

Das Wort „Theologie“ kommt aus dem Griechischen und heißt übersetzt: Rede von Gott. Und eine Einführung in die Theologie ist also eine Einführung in die Rede von Gott. Was aber ist unter Gott zu verstehen? Einerseits würden wir wahrscheinlich in Deutschland eine für viele Menschen plausible Definition finden können, nach der mit Gott etwa „der Allmächtige“ oder „die über alles stehende Macht“ gemeint sei. Und nicht selten verbreitet ist dabei die Auffassung, als verbinde diese Vorstellung auch verschiedene Religionen miteinander, weil doch alle an denselben Gott glauben würden – nur eben anders. Andererseits aber wirft eine solche Kurzbeschreibung auch Fragen auf: Woher weiß ich, dass die verschiedenen Religionen denselben meinen? Und woher weiß ich, dass es überhaupt so etwas wie Gott gibt? Allein aus der Tatsache, dass es verschiedene Religionen gibt, ist ja noch nicht wirklich etwas über die Existenz (eines?) Gottes ausgesagt. Und ob es richtig ist, sich Gott als allmächtig zu denken, ist zunächst auch unklar – denn auch hier stellt sich die Frage, woher eine solche Aussage kommt.

**Gottesbeweise sollen Gottes Existenz
mindestens plausibel machen**

Immer wieder ist in der Geschichte der Menschheit versucht worden, das Vorhandensein (eines) Gottes objektiv festzustellen. Die Gottesbeweise sind als solche Versuche zu beschreiben, hier die Existenz Gottes als notwendig oder zumindest denknot-

wendig zu behaupten oder zu fordern. Die Gottesbeweise lassen sich auf wenige Grundmodelle zurückführen. Thomas von Aquin (1225 – 1274) suchte mit einem Rückschlussverfahren die für alle einsichtige Existenz eines höheren Wesens plausibel zu machen, weil für ihn alles, was auf der Erde geschieht, mit dem Schöpfer verbunden ist – und Ziel ist es, diese Verbindungen zu verstehen. Sein in Aufnahme des griechischen Philosophen Aristoteles entwickelter Weg setzt bei irdischen Gegebenheiten ein, z. B. bei der Bewegung. Thomas von Aquin fragt zurück nach der Ursache für diese Bewegung und dann immer weiter zurück nach der Erstbewegung – und landet beim Erstbeweger. Man nennt diesen Weg den „kosmologischen bzw. kausalen Gottesbeweis“ (weil aus dem Kosmos heraus erkenntnismäßig nach dem jeweiligen Grund zurückgefragt wird). Thomas von Aquin entwickelte aber auch noch den teleologischen Gottesbeweis, der von der Schönheit und Komplexität der Welt auf einen intelligenten Urheber zurückschließen lässt (teleologisch heißt, dass auf einen Plan, ein Ziel geschlossen werden kann). Übrigens ist die Argumentation der heute vielfach diskutierten Lehre vom „Intelligent Design“, die sich gegen die Evolutionstheorie wendet, mit dieser letzten Denkweise sehr verwandt, weil auch sie von den Gegebenheiten dieser Welt auf einen intelligenten Schöpfer folgert.

Ein ganz anderer Gottesbeweis wird Anselm von Canterbury (1033 – 1109) zugeschrieben – umstritten ist allerdings, ob Anselm tatsächlich Gott beweisen wollte. Seine Argumentation wird jedenfalls als „ontologischer Gottesbeweis“ gefasst. Zwei Sätze werden zusammengenommen. Erstens ist Gott nach Anselm der, über den hinaus nichts Größeres gedacht werden kann. Und zweitens ist etwas, das tatsächlich existiert, größer als etwas, was es nur möglicherweise gibt. Weil es nichts Höheres als Gott geben kann, muss Gott auch existieren, weil seine Nichtexistenz weniger wäre als seine Existenz (und dieses „Dasein“ hat dem Gottesbeweis seinen Namen gegeben).

Der Königsberger Philosoph Immanuel Kant (1724 – 1804) hat alle Gottesbeweise radikal kritisiert, weil sie mit den Mitteln der Vernunft auf eine der menschlichen Vernunft nicht zugängliche Welt schließen würden – das aber übersteige die menschliche Vernunft. Zwar möchte auch er nicht auf den Gottesgedanken

ganz verzichten, ja er hält ihn für moralisch unverzichtbar, weil Gott als Garant einer für alle geltenden Moral denknotwendig sei. Aber Kant bleibt stehen bei der Forderung, dass es einen Gott geben müsse; er will Gott nicht „beweisen“.

Gottesbeweise haben das Ziel, die Existenz Gottes als notwendig oder doch zumindest als plausibel deutlich zu machen. Aber man wird ihnen gegenüber sagen müssen, dass sie ihre Blütezeit hinter sich haben. Im 18. Jahrhundert wurde in den gelehrten Kreisen heftig um ihre Gültigkeit gerungen. Aber heute spielen sie in den aktuellen Diskussionen keine herausragende Rolle – Immanuel Kants Kritik wird (jedenfalls im evangelischen Bereich) weithin zugestimmt.

Muss Gottes Existenz plausibel sein, um an ihn glauben zu können?

Ist aber die Intention der Gottesbeweise, Gott plausibel machen zu wollen, nicht dennoch wichtig? Denn nach wie vor ist die Existenz Gottes für viele Menschen nicht einleuchtend, und ein modernes Weltbild, das vor allem naturwissenschaftlich bestimmt ist, kommt ohne Gott oder Gottesbezug aus – scheinbar mühelos. Dass Gott für viele Menschen tatsächlich nicht notwendig ist, zeigt beispielsweise die „Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften“ aus dem Jahre 2008, die vom GESIS-Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften durchgeführt wurde¹. Nach ihr verstehen sich in den alten Bundesländern ca. 20 Prozent der Einwohner als atheistisch („es gibt keinen Gott“) oder nihilistisch („Ob es einen Gott gibt, weiß ich nicht“), in den neuen Bundesländern sind es ca. 65 Prozent, insgesamt in Deutschland 30 Prozent. Nun kann man daraus natürlich schlussfolgern, dass insgesamt 70 Prozent der Menschen und

¹ Die Zahlen entstammen der „Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften“ (ALLBUS 2008); vgl. GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften, Allbus 2008. Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften. Datenhandbuch 2008, Studien-Nr. 4600, Köln 2009, 438.

damit die Mehrheit der deutschen Bevölkerung die Existenz Gottes oder eines höheren Wesens für gegeben erachten – angesichts des in Deutschland sehr schwachen Kirchenbesuchs vielleicht sogar eine überraschend hohe Zahl. Sie macht jedenfalls deutlich, dass die Existenz Gottes oder eines wie auch immer gearteten höheren Wesens mehr Menschen einleuchtet als Menschen in Deutschland ihren christlichen Glauben praktizieren.

Und dennoch stellt sich die Frage, ob es bei der Gotteserkenntnis sinnvoll ist, zunächst bei der allgemeinen Plausibilität seiner Existenz einzusetzen. So verfahren die Gottesbeweise in ihrer Struktur: Kann es einen Gott geben, so lautet dort die erste Frage. Wichtig ist beim Gottesbeweis nicht, ob ein spezifischer Gott „herauskommt“, sondern es wird mehr die Frage nach der Gottesexistenz im Allgemeinen gestellt. Und in einem zweiten Schritt folgt dann, wie der von den christlichen Kirchen bezeugte Gott hinzukommt – gleichsam als Spezialfall eines allgemeinen Gottesverständnisses.

Gotteserkenntnis als Gottesbekenntnis

Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?
(Frage 1)

Dass ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre. Er hat mit seinem teuren Blut für alle meine Sünden vollkommen bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst; und er bewahrt mich so, dass ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupt kann fallen, ja, dass mir alles zu meiner Seligkeit dienen muss. Darum macht er mich auch durch seinen Heiligen Geist des ewigen Lebens gewiss und von Herzen willig und bereit, ihm forthin zu leben.

Auffällig ist, dass der Heidelberger Katechismus nicht so beginnt. Nun könnte das daran liegen, dass im 16. Jahrhundert die Existenz des „christlichen Gottes“ so selbstverständlich war, dass es

hier nichts zu problematisieren gab. Aber das erklärt keineswegs alles. Denn wenn man nur die Frage und Antwort 1 nimmt, wird deutlich, dass hier anders vorgegangen wird. Der Frage: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben?“ folgt als Antwort zunächst: „Dass ich mit Leib und Seele im Leben und im Sterben nicht mir, sondern meinem getreuen Heiland Jesus Christus gehöre.“

Das Wort „Gott“ kommt in der ganzen ersten Frage und der dazu gehörenden Antwort gar nicht vor. Und scheinbar ist es auch gar nicht nötig, hier eine Definition Gottes an den Anfang zu stellen. Der Katechismus fängt vielmehr mit einer Frage an, die es nicht zulässt, die Frage nach Gott rein intellektuell zu stellen. Eine Zuschauerperspektive ist im Katechismus nicht angesagt. Damit wird deutlich: Von Gott im Sinne des Katechismus kann gar nicht „neutral“ geredet werden. Und weil ein Gottesbeweis immer einen „objektiven“ Charakter hat und unabhängig von jeweils meinem Glauben gilt, gibt es im Heidelberger Katechismus keinen Gottesbeweis. Ja, es wird nicht einmal die Existenz Gottes angesichts möglicher Einwände plausibel gemacht.

Also kann man nur subjektiv von Gott reden? Nicht selten ist zu hören, dass jeder Mensch sein eigenes Gottesbild habe und schon deshalb keine allgemeingültigen Aussagen über Gott gemacht werden können. Wer nur die erste Frage des Heidelberger Katechismus im Ohr hat, könnte auf die Idee kommen, dass genau das hier gemeint ist: „Was ist für *dich* der rechte Lebensweg? Was ist *dein* Lebensentwurf?“ Und dann könnte ein subjektives Bekenntnis eines einzelnen Menschen folgen, der darüber informiert, woran dieser Mensch sein Herz hängt. Aber auffällig ist, dass die Antwort bereits mit dem ersten Satz die Perspektive geradezu umkehrt. Auf die Frage nach *meinem* Trost im Leben und im Sterben folgt die Antwort, dass ich *nicht mir* gehöre, sondern Jesu Christi Eigentum bin. Wenn die Frage so zu verstehen ist, welchen Lebensentwurf ein Mensch sich wählt, ist die Antwort im ersten Satz fast als Zurückweisung zu sehen: „Nicht Deine Wahl ist entscheidend, sondern Gottes.“ So verstanden klingt die Antwort sehr schroff. Und man könnte sie verstehen als Verneinung des Menschen: Nein, Dein Lebensentwurf ist nicht wichtig. Aber dieser Eindruck ist bei genauerem

Hinsehen genau das Gegenteil der Aussagen im Heidelberger Katechismus. Denn die Aussage, dass ich nicht mir gehöre, ist nicht von außen über mich gesprochen, sondern ist als Bekenntnis des Glaubens ja gerade mein Bekenntnis. Menschen *müssen* das nicht bekennen, sondern der Heidelberger Katechismus bietet mit dieser doppelten Formulierung eine Hilfestellung an, die im christlichen Glauben liegende Spannung zu formulieren.

Die Spannung besteht darin, dass wir einerseits von Gott immer nur subjektiv und ohne Objektivitätsanspruch reden können, weil er nicht einfach nachweisbar ist.

Andererseits reden wir aber immer dann, wenn wir von Gott reden, nicht nur über uns und unsere Erfahrungen, sondern bekennen den, der Himmel und Erde geschaffen hat, der in Jesus Christus Mensch geworden ist und die Welt niemals loslässt, sondern sie ans Ziel führt. Wir bekennen also den, der die irdische Wirklichkeit erst ermöglicht, der die objektivste Größe schlechthin ist. Und es ist wichtig, beides im Blick zu haben: Gott als Gegenüber, der nicht abhängig ist von unserem Glauben und Bekennen. Und uns als die, die von Gott nur subjektiv reden können, weil wir unsere Wirklichkeit nicht überschreiten können. Das Bekenntnis verbindet unser subjektives Bekennen und die unser Bekennen weit übersteigende Wirklichkeit Gottes. Der Katechismus bindet also die Gotteserkenntnis an das Bekenntnis, sich in der Hand Jesu Christi zu wissen.

Gotteserkenntnis ist eine Beziehungsaussage

Grundlegend wichtig ist, dass im Heidelberger Katechismus von „meinem“ Herrn Jesus Christus geredet wird. Denn damit wird deutlich, dass Gotteserkenntnis immer eine Glaubensaussage ist. Die ganze Reformation hat betont, dass die christliche Botschaft vom Kommen Gottes nur dann recht gehört und nur dann wirklich verstanden wird, wenn ich sie als „pro me“ und also als „für mich“ geschehen glaube. Ohne diese „existentielle“ Dimension ist das Bekenntnis der Zugehörigkeit zu Gott nicht möglich – und ist also nach Auffassung des Heidelberger Kate-

chismus auch keine Gotteserkenntnis möglich. Natürlich ist Gott nicht auf diese existentielle Ebene zu beschränken. Und manchmal hat es auch eine Form des Heilsegoismus gegeben, nach dem das „Ich“ allein im Mittelpunkt stand und alles andere aus dem Blickfeld geriet. Der Heidelberger Katechismus ist aber nicht ein individuelles Glaubensbekenntnis, in dem jemand seinen ganz persönlichen Glauben dokumentiert hat. Sondern es ist ein Text, der von der Kirche, von der Gemeinde und also von vielen gesprochen werden soll – vielleicht sogar gemeinsam: Es ist ja ein gesprochenes Bekenntnis und geschieht vor und mit anderen. Es bleibt dann aber dabei, dass jeder einzelne und jede einzelne sein bzw. ihr Glaubensbekenntnis spricht – aber das gemeinsam. Inwiefern das „gemeinsam“ wichtig für den Glauben ist, wird später thematisiert werden. Im Vordergrund steht hier zunächst die Erkenntnis, dass Gotteserkenntnis eine Glaubensaussage ist und damit auch eine Beziehungsaussage.

Glaube thematisiert die Beziehung zwischen Gott und Mensch. Und außerhalb dieser Beziehung kann gar nicht recht von Gott gesprochen werden. Das Spannende ist, wie in den Sätzen des Heidelberger Katechismus der Charakter der Beziehung von Gott und Mensch gesehen wird. Die Frage nach dem einzigen Trost im Leben und im Sterben setzt auf die Beziehung des Menschen zu Gott. Deutlich inhaltsleerer aber vielleicht heute leichter sagbar drückt sie aus: „Woran glaubst Du?“ Das Subjekt des Glaubens ist hier der Mensch. Und wenn auf die Frage die Antwort lauten würde: „Ich glaube an Gott“, dann ist „Ich“ das Subjekt und „Gott“ das Objekt. Der Katechismus antwortet aber bekanntlich anders. Und man merkt ihm an, wie sehr er in der Beziehung zwischen Gott und Mensch die Aktivität Gottes betont: In seinem Eigentum befinde ich mich, er hat mich erlöst. Karl Barth hat in einer Auslegung zur ersten Frage des Heidelberger Katechismus sogar sagen können: „Das entscheidende Sätzlein in diesem langen Satz lautet: Ich bin Jesu Christi eigen. Alles Übrige ist nur Explikation dieser Worte.“² Ist das ein Ausdruck der Heteronomie, der Fremdherrschaft? Von außen gesehen vielleicht ja. In

² K. Barth, Die christliche Lehre nach dem Heidelberger Katechismus, München 1949, 24.

den Augen des Katechismus gerade keine „Fremd“-herrschaft, sondern eine Freiheitsaussage: Dem Befreier gehöre ich.

Bekenntnis zur Befreiungsgeschichte Jesu Christi

Der Heidelberger Katechismus erzählt schon in seiner ersten Frage eine Geschichte. Denn die Benennung des Eigentumsverhältnisses ist nicht als statische Situation zu beschreiben, sondern Ergebnis einer Geschichte, die konstitutiv für die Befreiung ist. Für den Katechismus ist der Weg Jesu Christi nur als Befreiungsgeschichte zu verstehen. Das wird im weiteren Verlauf des Katechismus noch breiter ausgeführt. Hier wird aber bereits deutlich, dass der Tod Jesu Christi am Kreuz fundamental positiv zu verstehen ist. Das stößt – nicht nur, aber auch in der Gegenwart – auf Verständnisprobleme: „Wie kann der Tod eines Menschen positiv zu verstehen sein? Ein Tod am Kreuz ist grausam und sonst gar nichts.“ Die Grausamkeit des Kreuzestodes Jesu wird vom Katechismus auch keineswegs geleugnet oder gar glorifiziert. Vielmehr sieht der Katechismus über die Grausamkeit des Todes hinaus auf den Effekt: Er ist als Befreiung des Menschen zu verstehen, weil Jesus Christus „mit seinem teuren Blut für alle meine Sünden vollkommen bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöst“ hat. Manche Ausdruckweise mag uns hier antiquiert vorkommen. So hat der Teufel als Personifizierung des Bösen weithin ausgedient. Und dass ein Lösegeld für meine Sünden bezahlt wurde, ist zumindest keine geläufige Rede- und Vorstellungsweise. Der Katechismus greift hier biblische (1. Petrus- und 1. Johannesbrief) und in der Geschichte der Kirche breit diskutierte Vorstellungen vom Lösegeld und der Befreiung aus der Gewalt des Teufels auf. Deutlich ist für alle diese Vorstellungen: Das scheinbare Ende am Kreuz ist nicht das letzte Wort über Jesus Christus. Das dachten allerdings zum Beispiel zunächst die Jünger Jesu und konnten deshalb auch die Auferstehung Jesu Christi anfangs nicht glauben. Weil Jesus Christus aber als Auferstandener bezeugt wird, konnte der Tod am Kreuz nicht mehr nur eine Niederlage sein. Und schon im Neuen Testament zeigen sich verschiedene Deutungen des Todes Jesu. Sie

haben bei aller Unterschiedlichkeit eine Gemeinsamkeit: Der Tod Jesu Christi am Kreuz ist „für die Menschen“ geschehen, uns zugute. Die im Neuen Testament und in der Geschichte der Kirche entstandenen Deutungen versuchen mit verschiedenen Begrifflichkeiten und Vorstellungen, dieses „für uns“ so zu sagen, dass die grundlegende Veränderung, die dies für Gott und die Menschen bedeutet, zum Ausdruck kommt. Was ist diesen Vorstellungen gemeinsam? Dass die Menschen sich in einer misslichen Situation befunden haben: In der Gewalt des Bösen, in der Herrschaft der Sünde. Das aber ist eine Aussage der Vergangenheit, weil bekannt wird, dass sie aus dieser Situation herausgeholt, befreit worden sind.

Der Katechismus hat keine Situation des Menschen vor Augen, in der sich dieser frei für einen Gott oder eine Religion entscheiden könnte. Das, so viel jetzt nur an dieser Stelle, wäre eine Verkennung der Situation des Menschen. Er befindet sich aber auch nicht mehr in der Gefangenschaft, in der Gottesentfremdung. Sondern in der Gottesnähe. Weil Gott ihn nicht in der Gottesferne gelassen hat.

Vom Handeln Gottes ausgehen

Der Katechismus redet also zunächst gar nicht vom „Sein“ Gottes, sondern von seinem Handeln. Wie Gott „ist“, wird zunächst gar nicht thematisiert. Weder Gottes Allmacht noch seine Liebe stehen hier im Zentrum. Sondern es wird von Gottes Taten geredet. Im Vordergrund von Frage und Antwort eins steht die eben besprochene Befreiung durch den Tod Jesu Christi, es folgen aber weitere Handlungen Gottes, die betont werden: Gott „bewahrt mich“ und macht mich „des ewigen Lebens gewiss und von Herzen willig und bereit, ihm forthin zu leben.“ Alles sind Ausdrücke von Gottes Handeln im Blick auf die Menschen. Damit wird ein ganz bestimmtes Denken über Gott deutlich. Wer Gott ist, wird deutlich aus seinen Handlungen, aus seinem Tun. Und nicht umgekehrt. Man könnte ja auch denken, dass Gott liebevoll handelt, weil er ein Liebender ist. Dann ist die Aussage, dass Gott ein Liebender „ist“, die Grundaussage, aus der sein Handeln

folgt. Interessanterweise argumentiert der Katechismus hier umgekehrt: Aussagen über Gottes „Sein“ sind nur Folgerungen aus seinem Handeln. Weil Gott mich befreit hat, ist Gott ein Befreier. Weil Gott die Menschen bewahrt, ist er ein Bewahrer. Und weil er die Menschen im Glauben gewiss macht, ist er ein Gewissmacher. Damit unterscheidet sich der Heidelberger Katechismus von Gottesvorstellungen, die genau andersherum denken. Die zuerst nach einer Definition Gottes suchen, um von dort aus sein Handeln zu beschreiben. Die zuerst Gottes Eigenschaften benennen – etwa: Gott ist allmächtig. Und dann daraus schließen: Also kann er auch alles. Und hat auch alles geschaffen. So ist es bei unserer Antwort aber gerade nicht. Zunächst einmal steht Gottes Tun im Vordergrund. Und warum geht der Katechismus diesen Weg? Ich sehe vor allem zwei Gründe:

Erstens weiß der Katechismus um die Gefahr, die solchen Allgemeinbegriffen innewohnt. Sie verursachen nämlich neue Probleme. Wer davon ausgeht, dass Gott allmächtig ist, muss sehr bald die Frage stellen: Wenn Gott allmächtig ist, warum lässt er dann all das Böse und Dunkle in der Welt zu? Gott wird gewissermaßen unter Zugzwang gesetzt, weil nach Lösungen gesucht wird, Gottes Allmacht denken zu können trotz des Leids in der von ihm geschaffenen Welt. Nun wird man die Frage auch dann stellen, wenn man so wie der Heidelberger Katechismus vorgeht. Aber sie stellt sich nicht im luftleeren Raum, ohne dass irgendetwas von Gott schon bekannt wäre. Und auch nicht so, als müsse Gottes Allmacht und Gottes Liebe in ein logisches Verhältnis gebracht werden. Der Katechismus ist deutlich zurückhaltender und muss deshalb nicht über Gottes Sein spekulieren.

Der zweite Grund ist aber wichtiger (und hängt mit dem ersten zusammen): Der Katechismus redet deshalb nicht zuerst vom Sein Gottes, sondern von seinen Taten, weil die Bibel das auch tut. Die Bibel erzählt im Alten und im Neuen Testament von Gottes Handeln. Gott erschafft die Welt und führt sein Volk Israel aus Ägypten in die Freiheit. Der Weg ins babylonische Exil wird im Alten Testament als Strafe Gottes verstanden, aus dem sie aber wieder durch Gott zurückgeführt werden. Im Neuen Testament steht das Kommen Gottes in Jesus Christus im Mittelpunkt. Der Heidelberger Katechismus folgt also biblischen Vorgaben.

Gott in Jesus Christus erkennen

Entscheidend ist, dass wir Jesu Christi eigen sind. Damit bereitet der Heidelberger Katechismus seinen besonderen christologischen Schwerpunkt bereits vor. Wenn er von Gott redet, dann redet der Katechismus immer von Jesus Christus. Deutlich wird das in der ersten Frage an zweierlei. Zunächst ist die Reihenfolge des Aufbaus anders als die meisten es klassisch kennen. Im in vielen Gottesdiensten sonntäglich gesprochenen Apostolischen Glaubensbekenntnis thematisieren die drei Teile zunächst Gott den Vater, dann den Sohn und dann den Heiligen Geist. In der Auslegung des Apostolikums, das einen Schwerpunkt im Katechismus bildet und für reformatorische Katechismen üblich ist, folgt der Katechismus dieser Reihenfolge. Aber die Antwort zu Frage 1 beginnt nicht mit Gott dem Vater, sondern mit Jesus Christus. Auch das ist ein Hinweis, dass kein allgemeines Gottesverständnis das Fundament bildet. Unsere Erlösung in Christus bildet den Ausgangspunkt für alle weiteren Gedanken. Dem Vater wird die Bewahrung zugeschrieben: „ohne den Willen meines Vaters kann kein Haar von meinem Haupte fallen“, heißt es. Bewahrung ist in der reformatorischen Theologie der Hauptakzent der Betonung des Schöpferhandelns Gottes; der heute häufig im Vordergrund des Nachdenkens stehende Aspekt der Entstehung der Welt war nur ein Nebenaspekt. Von der Schöpfung ist also in Frage und Antwort 1 des Heidelberger Katechismus erst aufgrund der Erkenntnis Gottes in Jesus Christus etwas auszusagen. Das ist für viele Menschen heute eher ungewöhnlich, weil das Schöpferhandeln Gottes das Allgemeineren und die christologischen Aussagen etwas Spezielleres zu sein scheinen; ja, nicht wenige Menschen haben heutzutage Mühe, die Christusaussagen auch nur annähernd so wichtig wie die Schöpfungsaussagen zu verstehen. Anders der Katechismus, der mit dem Christusgeschehen einsetzt. Aber es gibt noch eine zweite Auffälligkeit in unserer ersten Antwort im Blick auf die Christuserkenntnis. Denn es ist nicht nur so, dass die Reihenfolge mit Christus beginnt, selbst das Handeln des Vaters wie auch des Heiligen Geistes sind mit Christus eng verwoben. Jesus Christus bewahrt mich so, dass ohne den Willen meines Vaters im Himmel

kein Haar von meinem Haupt fallen kann, heißt es im Blick auf das Schöpferhandeln Gottes. Und Jesus Christus versichert mich durch seinen Heiligen Geist des ewigen Lebens. Das Wirken des dreieinigen Gottes kann nicht einfach auf drei Personen aufgeteilt werden. Der christliche Glaube bekennt keine drei Götter, sondern das Handeln des dreieinigen Gottes. Am prägnanten Anfang des Katechismus erfolgen keine weiteren Ausführungen zur Dreieinigkeit; aber auch hier ist deutlich, dass Sohn, Vater und Geist gemeinschaftlich handeln. In Christus sehen wir das Wirken des Vaters und des Heiligen Geistes. Gott erkennen heißt für den Heidelberger Katechismus Gott im Wirken Jesu Christi zu erkennen.

Gotteserkenntnis ist lebenspraktisch

Es fehlt jetzt noch ein Aspekt, der für den Heidelberger Katechismus wichtig ist. Die Gotteserkenntnis ist kein theoretischer Akt, der Glaube kein intellektuelles Spiel. Sondern das ganze Leben des befreiten Menschen ist als Gottesbekenntnis zu verstehen. Am Schluss der ersten Antwort heißt es, dass Jesus Christus mich durch den Heiligen Geist von Herzen willig und bereit macht, ihm forthin zu leben. Das ganze Leben des Christen ist also als Antwort auf die göttliche Befreiung und Bewahrung hin zu gestalten. Im Aufbau des Katechismus wird hier später das Leitwort „Dankbarkeit“ im Vordergrund stehen; deutlich ist jedoch schon hier, dass der Glaube nicht als rein innere Angelegenheit zu verstehen ist. Er dringt ins Leben. Er gestaltet unser Leben. Die Frage beinhaltet das Wort „Trost“. Vielfach wird der christliche Glaube auch als Vertröstung verstanden, der vielleicht im Jenseits einen Ausgleich für das in diesem Leben Erlittene verheißt. Aber der Begriff des „Trostes“ ist nicht mit „Vertröstung“ gleichzusetzen. Zacharias Ursinus, der Hauptverfasser des Katechismus, hat in seiner lateinischen Vorfassung den Begriff „consolatio“ verwandt – und der ist auch als Ermutigung zu übersetzen. Der christliche Glaube und darin eingeschlossen die Gotteserkenntnis sind Lebensermutigung – auch im Sterben.

Gottes Erkennen

Die Ausgangsfrage lautete, wie recht von Gott geredet werden kann. Das ist für die christliche Kirche und für jeden Christen und jede Christin eine entscheidende Frage. Und die Antwort des Katechismus lautet letztlich: Das ist nur im Vollzug des Glaubens möglich. Gotteserkenntnis ist keine allgemein plausible Angelegenheit. Der Katechismus formuliert hier also einen Zirkel, in den ich nicht einfach durch logische Schlüsse hineinkomme. Gotteserkenntnis ist nämlich nicht einfach so zu denken, dass ich als Subjekt etwas und in diesem Fall eben Gott erkenne, sondern Gotteserkenntnis ist zunächst einmal anders herum: Gott erkennt. Der Christ lebt in seiner Gotteserkenntnis davon, dass er von Gott erkannt ist. Und diese Erkenntnis seitens Gottes ist mehr als nur eine bloße Wahrnehmung des (erkannten!) Menschen, sondern umfasst seine Befreiung und Bewahrung. Erkennen ist mehr als nur ein intellektueller Vorgang. Im Hebräischen steht für das deutsche Wort „Erkennen“ das Wort „jadah“ – und ist immer schon Ausdruck einer innigen Beziehung. Wenn beispielsweise Mann und Frau einander erkennen, ist das Ausdruck einer ganzheitlichen Beziehung. Das ist letztlich auch die Auffassung des Katechismus im Blick auf die Gotteserkenntnis. Sie lebt davon, dass Gott den Menschen „erkennt“ und der Mensch dieses Erkennen Gottes bekennt. Gotteserkenntnis lebt von Gottes Erkennen.

Es könnte jetzt gefragt werden, ob nicht der methodische Weg des Katechismus von gesellschaftlichen Voraussetzungen lebt, die heute nicht mehr gelten. Im 16. Jahrhundert war in Deutschland der christliche Glaube so dominant, dass andere Religionen kaum Platz hatten (und zum Teil im Blick etwa auf die Juden auch zumindest an den Rand gedrängt wurden). Wir leben heute in Mitteleuropa in einer zunehmend pluralen religiösen Landschaft. Muss man deshalb nicht zunächst ausgehen vom Phänomen „Religion“ als solchem, bevor über Gott gesprochen werden kann? Und also voraussetzen, dass es sehr verschiedene Arten gibt, von Gott zu reden?

Der Katechismus hat gute Gründe, methodisch genau anders anzusetzen. Entscheidend ist für den Katechismus die Gewähr,

Was bedeutet es, Christ zu sein? Wie kann man den eigenen Glauben verstehen, in einer Zeit, in der die wesentlichen Zusammenhänge des christlichen Glaubens verloren zu gehen scheinen? Wie sollte ein Text aus dem 16. Jahrhundert dabei helfen? Georg Plasger geht diesen Fragen nach und erläutert anhand des Heidelberger Katechismus von 1563 elementare Grundthemen des christlichen Glaubens. In vierzehn dialogischen Kapiteln lädt er ein, den eigenen Glauben zu verstehen, und beweist so, dass der »Heidelberger« auch knapp ein halbes Jahrtausend nach seiner Entstehung noch aktuell ist.

Ein modernes Glaubensbuch für Erwachsene!

Der Autor

Dr. theol. Georg Plasger ist Professor für Systematische und Ökumenische Theologie an der Universität Siegen.



ISBN 978-3-525-55044-1



www.v-r.de